Die Christliche Welt

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 8 — Marburg i. H., den 23. Februar 1922 — 36. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 20 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 7,30 Mark, Ausland 12,50 Mark; Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag: Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 2 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 1,50 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Verständnis — Drr Stammbaum Jesu — Der neuentdeckte Overbeck. Zweites Stück — Wilhelm Herrmann † — Kleine Legenden — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Schuld oder Schicksal? (Zöpf); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Verständnis

Sprüche Sal. 14, 10

Unverstanden sein ist das schwere Los, die bittere Klage unendlich vieler Menschen. Verstanden werden der größte Wunsch, das leidenschaftliche Sehnen ebenso vieler. Man versteht uns Deutsche ja nicht! so klagen wir in dieser Zeit. Und wenn wirklich Alles verstehen Alles verzeihen heißt, wären wir ja in der Tat besser daran als jetzt, könnten wir die babylonische Sprachverwirrung unter Menschen und Völkern beheben.

Welche Sprache müßte man denn sprechen, um in der Welt verstanden zu werden, um Mißverständnisse zu vermeiden? Französisch, Englisch oder Esperanto würde uns wenig helfen. Es sind ja die Seelen, die nicht mehr zu einander finden! Jeder Mensch, jedes Volk pocht auf sein Recht, auf das Recht seiner Eigenart, will gewürdigt — verstanden werden.

So versuche Du einmal, die Andern zu verstehen. Du Christ bist ja in der glücklichen Lage, bei deinem Heiland stets Hilfe und Verständnis zu finden. So bist Du ja nicht auf die Andern angewiesen, wie sie auf dich, einen ihrer Mitmenschen.

Verstehen und Verzeihen ist nicht Vergessen und Alles gehen lassen. Im Gegenteil! Zum Verstehen lernen gehört ein aufmerksames Gedächtnis, zum Verzeihen die gegründete Hoffnung auf Aenderung, Besserung, der Glaube an den Sieg des Guten. Ein liebevoller Mensch, ein Christ muß sein, wer Andere verstehen lernen will.

Es ist die Sprache der selbstlosen Liebe, die wir wieder lernen müssen! Selbstlos, nicht selbstvernichtet, aber frei über den Wünschen und Begierden des Ich stehend. Die Liebe der Menschen Jesus zuzuwenden, muß unser Bestreben sein, und wenn sie dann uns auch lieb haben wollen, nehmen wirs dankbar hin. Aber die Hauptsache ist es, Jesus ihre Sinne zu erschließen und ihn den Hungernden sichtbar und fühlbar zu machen, damit sie satt werden und nie wieder vergeblich hungern müssen und wenn sie auch kein Mensch verstünde. Denn er ist das Brot des Lebens, Gottes Offenbarung.

Aber merkwürdig — auch die Menschen verstehen sich plötzlich untereinander, die Christus zum Freunde haben! Engländer und Deutsche, Schwarze und Weiße, Germanen und Semiten!

Denn nun sprechen sie eine Sprache! Die Sprache seiner Liebe. Und diese Liebe muß die Sprache der Zukunft, die Sprache des Gottesreiches werden. Sie ist es schon jetzt. Du gehst liebevoll dem Schicksal eines Zuchthäuslers nach, wie Philippi tat — und sieh, du kannst ihm nicht mehr zürnen, so grausig seine Tat auch war. Seine verdorbene Jugend, sein elendes Heim, kaum noch so zu nennen — seine all zu weiche, allen Einflüssen zugängliche Veranlagung, der Mangel vieler Güter Leibes und der Seele — du nimmst dies alles in dich auf mit aufmerksamem Gedächtnis, es wird ein lebendig Bild seiner Not daraus — und das Mitleid, aus dem nach Wilhelm Raabe die Neigung üppig wuchernd aufschießt, ist wach geworden. Wie vielen kannst du helfen, wenn du es aufgibst, um das Verständnis der Menschen zu werben, und lieber lernst, sie zu verstehen! Da schwindet alle Bitterkeit und Anklage, und es wird dir immer leichter, sie zu entschuldigen und alles zum Besten zu kehren.

Und dein liebes Ich? Ach, das hast du da längst vergessen! Es ist da, es lebt, es wirkt, ist satt, es freut sich und — es wird geliebt und verstanden. W A

Der Stammbaum Jesu

Das Evangelium des Matthäus bringt Kap. 1, V. 1—17, das des Lukas Kap. 3, V. 23—38 je einen Stammbaum Jesu.

Der Stammbaum des Matthäus beginnt mit Abraham, reicht bis Joseph, dem Mann Marias, und enthält, irgend einer Zahlensymbolik zu Liebe, dreimal 14 Glieder. Die Unterlagen des Stammbaums sind für die älteste Zeit aus der Patriarchengeschichte und aus dem Buch Ruth Kap. 4, V. 18—22, für die Zeit der jüdischen Könige aus 1. Chronika Kap. 3, V. 10 ff. gewonnen. Die Namen der dritten Reihe, von Jechonja bis Joseph, kommen, abgesehen von Sealthiel und Serubabel, im Alten Testament nicht vor; andere Quellen aber sind uns unbekannt.

Die genauere Untersuchung ergibt für die erste Gruppe, von Abraham bis David, daß die Zahl der Ahnen mit 14 viel zu niedrig bemessen ist. Sofern Abraham als geschichtlich gelten kann, ist er auf das Jahr 2000 anzusetzen; David hat ums Jahr 1000 gelebt; eine Ahnenreihe, die für 1000 Jahre nur 14 Glieder umfaßt, jedem Geschlecht also volle 70 Jahre zuweist, ist geschichtlich und physiologisch undenkbar. Doch ist daran nicht der Stammbaum selbst, sondern seine alttestamentliche Vorlage schuld. In der zweiten Gruppe, von Salomo bis zur babylonischen Gefangenschaft, überspringt Matthäus zwischen Joram und Usia (Asarja), sei es versehentlich, sei es aus einem undurchsichtigen Grund, drei Glieder, nämlich die Könige Ahasja, Joas und Amazia, und gibt, wenigstens nach dem besten griechischen Text, den Königen Asa und Amon die Namen des Sängers Asaph und des Propheten Amos. Die dritte Gruppe zählt, um die Zahl 14 auch hier zu erreichen, den König Jechonja, den 14. der zweiten Gruppe, nochmals und rechnet als letztes Glied Jesus mit, obwohl der vermeintliche Stammbaum Jesu nur bis Joseph führt und Joseph ausdrücklich nur als Mann der Maria, nicht aber als Vater Jesu bezeichnet. Mithin genügt der Stammbaum in seinem ersten Abschnitt der Länge des Zeitraums nicht, ist im zweiten Abschnitt, gegen das Zeugnis der Quellen, ungenau und um drei Glieder verkürzt, und erreicht im dritten Abschnitt die behauptete Zahl von 14 Gliedern nicht; auch sind hier die angeführten Namen bis auf zwei geschichtlich nicht belegbar. Vor allem aber ists gar nicht der Stammbaum Jesu, sondern nur der des Joseph.

Der Stammbaum, den Lukas bietet, ist in aufsteigender, nicht, wie der des Matthäus, in absteigender Linie gehalten, führt das Geschlecht über Abraham bis auf Adam, den Sohn Gottes, zurück und setzt voraus, daß Jesus nur für Josephs Sohn „gehalten ward", ist also gleichfalls der Stammbaum Josephs, nicht Jesu. Von Abraham bis David decken sich die beiden Stammbäume, von David an gehen sie völlig auseinander. Bei Matthäus liegen nämlich zwischen David und Joseph 25,

bei Lukas 40 Glieder. Mehr noch: bei Matthäus setzt Salomo und nach ihm die Reihe der aus dem Alten Testament bekannten jüdischen Könige das Geschlecht Davids bis zur babylonischen Gefangenschaft fort; bei Lukas geht der Stammbaum auf einen, 2. Samuelis 5, 14 und Sacharja 12, 12 erwähnten, Sohn Davids Namens Nathan über, und seine 40 Glieder berühren sich mit den 25 Ahnen, die Matthäus nennt, nur in Sealthiel und Serubabel, von denen überdies Sealthiel bei Matthäus einen anderen Vater, Serubabel einen anderen Sohn hat als bei Lukas. Selbst die letzten Glieder sind verschieden; als Josephs Vater erscheint hier ein gewisser Eli, dort ein Jakob.

Angesichts dieser Tatsachen ist zunächst festzustellen: es „müssen zur Zeit der Apostel verschiedene Listen über die Herkunft der damals noch vorhandenen Reste des Davidischen Hauses vorhanden gewesen sein".*) Die Verschiedenheit der beiden Stammbäume hat wohl am besten schon der alte Eusebius damit erklärt:**) einerseits habe bei den Juden die Anschauung geherrscht, daß der Messias durch die regierende Linie von David abstamme; andrerseits sei die regierende Linie durch eine Anzahl schlechter Könige befleckt und im letzten König der ferneren Nachfolge auf Davids Thron geradezu für unwürdig erklärt worden***), sodaß man sich den Messias lieber als Glied einer Seitenlinie gedacht und seine Abstammung von Nathan an die Stelle der Salomonischen gesetzt habe.

Wer hat nun aber Recht, Matthäus oder Lukas? Welcher Stammbaum ist der echte, welcher Linie hat Jesus angehört?

Die Lösung, die die stets harmonisierende Apologetik versucht hat, ist verblüffend einfach: beide Stammbäume sind echt, nur daß Matthäus den Stammbaum des Joseph, Lukas aber den der — Maria bietet. Diese Lösung behebt den Selbstwiderspruch der beiden Stammbäume und wird zugleich einer dogmatischen Forderung gerecht: war Jesus der Messias, in dem sich die alttestamentliche Weissagung erfüllt hat, dann mußte er aus Davids Geschlecht stammen; war aber Joseph, in dem beide Stammbäume gipfeln, nicht sein leiblicher Vater, dann stammte Jesus nicht von David ab, es sei denn, daß Maria, seine Mutter, aus dem Hause und Geschlechte Davids war; und das war sie, wenn der lukanische Stammbaum als ihr, Marias, Stammbaum nachgewiesen wird. Es lohnt sich noch heute, die ausführliche Abhandlung zu lesen, die der berühmte Bengel im Jahr 1742 dieser Frage gewidmet hat.†) Aber der Nachweis gelingt nur durch einen exegetischen Gewaltstreich. Die entscheidende Stelle, Lukas 3, 23, lautet nämlich: „Jesus war, als er anfing, ungefähr dreißig Jahre alt und war der Sohn — dafür galt er — des Josephs, des Sohnes Elis, des Sohnes Matthats usw."; hieraus macht die apologetische Auslegung: „Jesus war, als er anfing, ungefähr dreißig Jahre alt und war, während er für einen Sohn des Joseph galt, (in Wirklichkeit) der Sohn Elis, des Sohnes Matthats usw." Diese Deutung ist dem Text nach ganz unmöglich; außerdem wäre die Hauptsache erst zu beweisen, daß nämlich Eli der Vater Marias gewesen sei und im Stammbaum ihre, der gattenlosen Mutter, Stelle mit vertrete. Aber auch dieser Nachweis genügte nicht; denn die Frau, die heiratet, scheidet aus ihrem Geschlecht aus; außereheliche Kinder gelten niemals als Fortsetzer des Geschlechts; nur der Mann, nicht die Frau, setzt das Geschlecht fort.

Gleich verblüffend, aber weniger einfach ist die Lösung des Widerspruchs durch Rudolf Steiner.††) Darnach sind ebenfalls beide Stammbäume echt, und zwar deshalb, weil zwei Jesusknaben neben einander gelebt haben, einer aus der Nathanischen (Lukas 3, 31) und einer aus der Salomonischen Linie (Matthäus 1, 6). Zur Ergänzung muß das ganze Christusbild betrachtet werden, wie es Steiner entwirft. Den Grund legt der Salomonische Jesusknabe mit seiner kindlich-reinen Seele. Von seinem zwölften Jahr an bewohnt und bearbeitet den Leib dieses Salomonischen Jesusknaben ein Geist höchster Weisheit, als welcher der wiederverkörperte Zarathustra — ein viel älterer als der geschichtliche — erscheint. Späterhin (wann? warum?) geht das Zarathustra-Ich des Salomonischen auf den Nathanischen Jesusknaben über, um endlich, in Jesu dreißigstem Jahr, dem Christuswesen zu weichen, das bei der Taufe durch Johannes in seinen Leib eingeht. Mag sein, daß an der Seltsamkeit dieses Steinerschen Christus nicht sowohl Steiner selbst, sondern die knappe Wiedergabe seiner Gedanken durch Geyer schuld ist. Immerhin, eine Persönlichkeit, deren Wesen der Reihe nach durch drei ganz verschiedene Seelen gebildet wird, die einander Platz machen und deren leiblicher Träger dazwischen hinein auch noch wechselt, ist mit den überlieferten Begriffen von Persönlichkeit und Persönlichkeitsbildung unvereinbar. Doch sei dieser psychologische Gesichtspunkt hier nicht weiter betont. Geschichtlich betrachtet, ist zu fragen, wozu es eigentlich dieses zweiten Jesusknaben bedurft hat und was aus dem Salomonischen Jesusknaben geworden ist, nachdem ihn das Zarathustra-Ich zu Gunsten des Nathanischen verlassen hatte. Noch schwerer wiegt das methodische Bedenken. Nach Geyers Darstellung erscheint es als ein besonderer Vorzug dieser Konstruktion, daß sie nicht aus den religiösen Urkunden entnommen, sondern von Steiner „geschaut" sei. Wie, das Hellsehen als methodisches Prinzip des Geschichtsschreibers? Man entnimmt die Tatsachen der Weltgeschichte nicht ihren Urkunden, verzichtet auf alle Mühsal der gelehrten Forschung, bringt keinerlei äußeren, greifbaren Wahrheitsbeweis, sondern „schaut" Ereignisse der Vergangenheit, und beweist sie lediglich damit, daß die Schauung für den Seher „ihre Gewißheit in sich selber trägt und mit dem Charakter der Evidenz ausgestattet erscheint"!! Es wird nötig sein, gegen diese neueste Forschungsmethode grundsätzlich und mit allem Nachdruck zu kämpfen. Wir sind jedenfalls altmodisch genug, um die „Schauung", d. h. Erfindung weltgeschichtlicher Tatsachen abzulehnen und die urkundliche Nachweisung behaupteter Persönlichkeiten zu fordern. Bis sie erfolgt, hat der „zweite Jesusknabe" kein Daseinsrecht und bleibt der Widerspruch zwischen den beiden Stammbäumen bestehen und die Echtheit des einen wie des andern unbewiesen.

Die Echtheit! Es kann natürlich sein, daß die Familie Josephs einen Stammbaum besessen und ihr Geschlecht, sei es über Salomo, sei es über Nathan, auf David zurückgeführt hat. Es kann auch sein, daß dieser Stammbaum nicht bloß der eigenen Phantasie oder der eines Stammbaumfabrikanten entwachsen war: obwohl der Besitz eines Stammbaums, zumal in dunklen Zeiten, noch nichts für seine Echtheit beweist. Es kann aber auch ebensogut sein, daß die beiden Stammbäume erst auf christlichem Boden gepflanzt worden sind; die Deutung, die D. Fr. Strauß versucht hat*), hat alle Wahrscheinlichkeit für sich: „Jesus hat, persönlich und durch seine Jünger, auch auf streng jüdisch Gesinnte einen so entschiedenen Eindruck der Messianität gemacht, daß diese nicht zweifelten, auch das prophetische Merkmal Davidischer Abstimmung müsse bei ihm zugetroffen haben, und mehr als Eine Feder sich in Bewegung setzte, um durch genealogische Nachweisung dieses Merkmals seine Anerkennung als Messias zu rechtfertigen." Gerade dieser genealogische Nachweis aber ist mißglückt; denn die beiden vorliegenden Stammbäume sind miteinander nicht zu vereinigen, und der eine wie der andere ist im Einzelnen ungenau und in den wichtigsten Abschnitten dokumentarisch nicht belegbar.

Vermutlich ist der Stammbaum bei Matthäus judenchristlichen, der bei Lukas heidenchristlichen Ursprungs. Die beiden Evangelien haben ihre heutige Form unabhängig von einander empfangen; dadurch konnte es kommen, daß das eine einen andern Stammbaum Jesu als das andre aufgenommen hat. Als die Evangelien später gesammelt und kanonisiert wurden, dürfte der Text der beiden Stammbäume schon zu fest gefügt gewesen sein, als daß sie die Kirche noch wesentlich hätte abändern und in Einklang bringen können.

Das älteste Evangelium, das des Markus, bringt weder die Geburtsgeschichten noch einen Stammbaum Jesu.

*) Schlatter, Evangelium des Matthäus, S. 8.
**) Nach D. Fr. Strauß, Leben Jesu, 4. Aufl., Bd. 1, S. 157.
***) Jeremia 22, 30.
†) Gnomon Novi Testamenti zu Matthäus 1, 16—17.
††) Nach Geyers Aufsatz „Steiner und die Religion" in Rittelmeyers Sammelbuch „Vom Lebenswerk Rudolf Steiners", S. 99. Steiners eigene Ausführungen kenne ich nicht; meine Polemik richtet sich deshalb gegen ihn nur insofern, als Geyer seine Lehre richtig wiedergibt.

*) A. a. O.

Einer Abänderung ist die Kirche gleichwohl schuldig geworden. Die beiden Stammbäume gipfeln, gegen ihren ganzen Aufbau, in Joseph, nicht in Jesus; zu ihrer übrigen Richtung paßte nur — bei Matthäus — der Schluß: „... Jakob zeugte Joseph, Joseph zeugte Jesus", bezw. — bei Lukas — der Anfang: „Jesus war ein Sohn Josephs, welcher war ein Sohn Elis. . . .". Diese Fassung würde freilich dem „Geboren von Maria der Jungfrau" widersprechen. Aber die Lehre von der jungfräulichen Geburt besitzt ihren neutestamentlichen Anhaltspunkt nur in den beiden ersten Kapiteln des Matthäus und Lukasevangeliums; darüber hinaus wenden sich die sämtlichen Geschichts-, Lehr- und prophetischen Bücher des Neuen Testamentes in keinem Kapitel, keinem einzigen Vers gegen die Abstammung Jesu von Joseph, behaupten nirgends seine jungfräuliche Geburt und nehmen nirgends auf Matthäus und Lukas, Kap. 1—2, Bezug. Ein gewiß unverdächtiger Zeuge wie Bengel erkennt unumwunden an,*) daß das Geheimnis der jungfräulichen Geburt Jesu nur allmählich offenbart worden sei, und schreibt wörtlich: „Die Meinung (daß Jesus der Sohn Josephs gewesen sei) blieb bei Vielen auch nach der Himmelfahrt des Herrn bestehen, auch dann noch als Matthäus, wenige Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn, sein Evangelium schrieb." Es war deshalb in alter und neuer Zeit öfters vermutet worden, daß die beiden Stammbäume ursprünglich Jesus zum Ziel gehabt und ihn in aller Unbefangenheit als Josephs Sohn bezeichnet hätten. Diese Vermutung bekräftigt der Sinaisyrer, d. h. die Handschrift, die die Engländerinnen Lewis und Gibson 1892 im sinaitischen Katharinenkloster entdeckt haben und die eine, sicher noch im zweiten Jahrhundert, vor der Kanonisierung des Neuen Testamentes entstandene, syrische Uebersetzung der Evangelien vertritt. Darin schließt der Stammbaum des Matthäus: „. . . Jakob zeugte Joseph, **Joseph**, dem die Jungfrau Maria verlobt war, **zeugte Jesus**, der da Christus heißt."**)

Damit ist natürlich weder der eine noch der andre Stammbaum als geschichtlich oder ungeschichtlich dargetan und an dem bloßen literarischen Wert der zwei Stammbäume nichts geändert. Auch bleibt die Frage offen, wie der griechische Text ursprünglich gelautet, ob also der Syrer die Vaterschaft Josephs erst in den Stammbaum gebracht oder ob sie umgekehrt die Kirche nachmals daraus gestrichen hat. Auf jeden Fall beweist aber die Handschrift: es hat noch im zweiten Teil des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts einen Kreis von Christen gegeben, in deren Bibel der Stammbaum Jesu nach Matthäus unbedenklich so geschlossen hat, wie es sein ganzer Aufbau fordert: „Joseph zeugte Jesus".

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Der neuentdeckte Overbeck

2

Das Leben, über dessen Gang und Ertrag sich Overbeck in dieser Schrift Rechenschaft zu geben suchte, verlief äußerlich sehr einfach. Außergewöhnlich war eigentlich nur sein Ursprung, insofern als der, wie schon sein Name sagt, einem niederdeutschen Geschlechte entstammende Großvater von Frankfurt nach England ausgewandert war und sich dort die britische Staatsangehörigkeit erworben hatte, der Vater als Kaufmann nach Rußland übersiedelte, und der ihm in Petersburg geborene Sohn seine erste Erziehung in Paris erhielt bei Verwandten seiner Mutter, die eine katholische Französin war. Overbeck betrachtete jedoch später weder England noch Rußland noch Frankreich als seine Heimat, sondern Sachsen, in dessen Hauptstadt seine Mutter nach der achtundvierziger Revolution mit ihren Kindern übergesiedelt war, während der Vater noch einige Jahre in Petersburg festgehalten wurde. Hier in Dresden ließ er sich auch schon Anfangs der sechziger Jahre naturalisieren. Nachdem er sich in der Kreuzschule auf die Universität vorbereitet hatte, studierte er von 1856—60 in Leipzig und Göttingen Theologie und trat in dieser Zeit in freundschaftliche Beziehungen zu dem drei Jahre ältern Heinrich von Treitschke, der sich soeben als Privatdozent habilitiert hatte und sofort zahlreiche Zuhörer um seinen Lehrstuhl sammelte. Nach bestandenem Kandidatenexamen brachte er zu seiner weitern Ausbildung noch ein Jahr in Berlin zu und habilitierte sich sodann 1864 für das Fach der neutestamentlichen Exegese in Jena. Wie er in der Widmung der Abhandlungen zur Geschichte des Kanons sagt, war es die freundliche Aufnahme, die allerhand Skrupel des jungen Lizentiaten bei Karl Hase fanden, sowie dessen „ermunternde Gütigkeit", die ihn bestimmten, sich gerade für diese Hochschule zu entscheiden. Hier in Jena erhielt der 32jährige Privatdozent am 8. Januar 1870 einen Ruf nach Basel und betrat, indem er ihm Folge leistete, den Boden, dem er bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Er war zunächst als außerordentlicher Professor angestellt worden mit der Verpflichtung, 10—12 Stunden unter besonderer Berücksichtigung der neutestamentlichen Exegese und der ältern Kirchengeschichte zu lesen. Als 1874 der bisherige Ordinarius für Kirchengeschichte, Karl Rudolf Hagenbach, starb, gab es sich ganz von selber, daß dessen Nachfolger, Rudolf Stähelin, sich mit Overbeck in die historischen Hauptkollegia teilte und selber über die Geschichte der Kirche seit der Reformation, Dogmengeschichte und Geschichte der protestantischen Theologie Vorlesungen hielt, während die seines Kollegen Kirchengeschichte bis zum Ausgange des Mittelalters und Exegese des Neuen Testaments umspannten. So war es Overbeck ermöglicht, sich mit seiner Arbeit auf ein verhältnismäßig kleines, aber, wie wir sehen werden, für ihn besonders wichtiges Gebiet zu beschränken. Frühzeitig gealtert und wohl schon ziemlich stark an Arterienverkalkung leidend, trat er 1897, also erst sechzigjährig, in den Ruhestand und starb am 26. Juni 1905. Ein Universitätsprogramm über die Bischofslisten und die apostolische Nachfolge in der Kirchengeschichte Eusebs, das er 1898 als erste Frucht seiner Mußezeit erscheinen ließ, bezeichnete er als erstes Kapitel. Aber weder die in Aussicht gestellte Fortsetzung, noch irgend eine andere Schrift folgte nach, abgesehen von den ausführlichen Erläuterungen, die er der zweiten Auflage der Christlichkeit der Theologie mitgab.

Das wichtigste Ereignis seines Lebens war, daß er in Basel Friedrich Nietzsche als Kollegen vorfand und zu ihm sofort in enge Beziehungen trat, mit ihm auch in ununterbrochener Verbindung blieb, bis die Nacht des Wahnsinns über den Philosophen hereinbrach und sein Freund ihn als unheilbar Erkrankten aus Turin nach Basel bringen mußte.

Overbecks Berufung nach Basel war eine Konzession an die Vorkämpfer einer kirchlichen Reform gewesen, die seit Jahren nach einem wahrhaft freisinnigen Professor gerufen hatten und die Anstellung eines Universitätslehrers, der sich nicht bloß auf dem Katheder im Sinne ihrer Bestrebungen betätigen sollte, um so eifriger betrieben, als ihnen vorerst nicht gelang, in die sich energisch gegen jede Neuerung abschließende Geistlichkeit eine Bresche zu schlagen. Sie waren dann freilich mit der Wahl des Jenaer Privatdozenten nicht einverstanden gewesen, und während ihn die Behörden als einen freisinnigen Theologen empfahlen „der vermöge seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seines wissenschaftlichen Rufes und seines verträglichen Charakters vorzüglich geeignet erscheine, die kritische Theologie an der Fakultät zu vertreten", hatte der Verein für kirchliche Reform in einer Eingabe ausgeführt, daß ihm die philosophische und spekulative Theologie, die Grundlage und wichtigste Seite der neuen Theologie, ferner liege. Auch habe man die Auskunft erhalten, daß Herr Overbeck noch durch keine namhafte literarische Arbeit seine Tüchtigkeit bewiesen habe, sein Vortrag wenig ansprechend und seine Sinnesart eine zu ruhige und gefügige sei, um ein selbständiges, kräftiges Auftreten gegenüber einer kompakten und entschiedenen Gegenpartei erwarten zu lassen.

Die Folgezeit bestätigte sowohl die Befürchtungen der einen als die Erwartungen der andern Seite. Sie rechtfertigte den Ruf, der dem Gelehrten bereits voranging, und bewies, daß er keineswegs zu den Halben gehörte, denen es an Klarheit und Festigkeit, die Gedanken zu Ende zu denken, fehlt. Sie zeigte zugleich, daß ihm nichts ferner lag, als sich in die heftigen

*) A. a. O.

**) „Geboren von der Jungfrau". 3. Aufl., Berlin 1895, S. 14.

kirchlichen Parteikämpfe zu mischen, die damals und in den folgenden Jahren in Basel geführt wurden. „Zur Zeit", lesen wir in einem Briefe des neuen Professors an Treitschke, „gehen die Wogen des kirchlichen Kampfes jetzt hoch in der Stadt. Es handelt sich um Zerschlagung der Landeskirche und Separation der pietistischen Bestandteile. Ich selbst bin in der üblen und glücklichen Lage, zu keiner der drei Parteien, die sich befehden, zu gehören. Die pietistische und die vermittelnde erheben an mich keine Ansprüche; der Reformer habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute. Praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernste und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht. In dieses gewisse Ordnung zu bringen, fühle ich nicht Kraft noch Beruf, so halte ich mich zunächst an meine amtliche Tätigkeit.... An dem Ort lebe ich mich immer besser ein. Unter allen Umständen würde ich ihm unauslöschlich dankbar sein für den wissenschaftlichen Frieden, den er mir gewährt. Am liebsten und engsten ist mein Verkehr mit Nietzsche geworden."

Diese Worte sind bezeichnend für die Stellung, die Overbeck damals einnahm. Als er im Frühjahr 1870 nach Basel zog, tat er es nach seinem Bekenntnis schwer leidend unter dem Gefühle, das Paradies des Privatdozententums mit der Frohn einer Professur vertauschen zu müssen, und unter der dunkeln Ahnung, daß er fortan mehr zu lehren haben werde, als er wisse, mindestens noch eben so sehr Schüler werde sein müssen als Lehrer, und also einer Aufgabe entgegengehe, an der er scheitern könnte. Zwar sei er nicht ohne jede Ausrüstung ausgezogen, habe jedenfalls selbst nichts Anderes gewußt, als daß er ein „Tübinger" sei. Damit wollte er nicht sagen, daß er sich irgendwie an das von Ferdinand Christian Baur und seinen Schülern entworfene Bild des Urchristentums gebunden gefühlt hätte. Hatte er doch noch soeben in Jena den De Wetteschen Kommentar zur Apostelgeschichte in der Erkenntnis überarbeitet, daß sie sich nicht mit den Tübingern als eine Schrift begreifen lasse, die sich zwischen die urchristlichen Parteien des urapostolischen Judenchristentums und des paulinischen Heidenchristentums stelle, sondern vielmehr als „Versuch eines selber vom urchristlichen Judaismus schon stark beeinflußten Heidenchristentums, sich mit der Vergangenheit, insbesondere seiner eigenen Entstehung und seinem ersten Begründer Paulus auseinanderzusetzen". Noch weniger hatte er sich die auf Hegel gegründete Religionsphilosophie der Tübinger angeeignet. Wohl aber glaubte er sich als Baurs Schüler betrachten zu sollen, weil dieser, wie er meinte, siegreich das Recht erstritten hatte, „das Urchristentum rein historisch, d. h. wie es wirklich gewesen ist, darzustellen". Eben dafür trat er denn auch in der Rede über Entstehung und Recht einer rein historischen Betrachtung der neutestamentlichen Schriften ein, mit der er in Basel seine Lehrtätigkeit begann. Er nahm dabei seinen Standpunkt noch durchaus innerhalb einer Theologie ein, der er „die moralische Aufgabe" zuwies „die innere Harmonie zwischen unserm Glauben und unserm wissenschaftlichen Bewußtsein herzustellen". Auf die zum Schlusse aufgeworfene Frage, ob eine Kritik, welche die historischen Voraussetzungen des ältesten Protestantismus verschiebe, „notwendig den Verdacht gegen sich habe, dem Protestantismus feindselig zu sein", gab er noch die Antwort: „Wer im Sinne der heutigen Bibelkritik arbeitet, wird am wenigsten in seiner Arbeit irre zu machen sein, solange er zum Protestantismus noch ein moralisches Verhältnis hat, solange in ihm noch lebendig ist die Erinnerung an die unschätzbaren Güter reineren Glaubens und tieferer Erkenntnis, die wir ihm und seinen ersten streitbaren Bekennern verdanken." Damit stimmt überein, daß er am Schlusse des Vorwortes zur Erklärung der Apostelgeschichte versichert, er suche in seinem Kommentare nichts Anderes als „mit allgemein geltenden Methoden der Exegese den historischen, d. h. heutzutage den einzigen Sinn der Apostelgeschichte möglichst genau zu eruieren", am Streite der Theologie aber habe er für seine Person nur Interesse als an einem unvermeidlichen Durchgangspunkte zum Glaubensfrieden.

Sowohl diese Aeußerung wie die vorher zitierte Stelle aus dem Briefe an Treitschke zeigen, wie sehr Overbeck schon damals vor allem wissenschaftlicher Forscher war, dem nur das Eine am Herzen lag, ungehindert durch Rücksichten irgend welcher Art die Vergangenheit so zu erkennen und darzustellen, wie sie gewesen ist. Doch muß er, wenn man nicht annehmen will, daß seine freilich sehr vorsichtigen und unbestimmten Worte über Glauben und Glaubensfrieden den Hörer und Leser irreführen sollten, mit der von ihm geübten wissenschaftlichen Tätigkeit noch eine Art von Glauben für vereinbar gehalten haben. Die Weise, wie er nur so nebenbei von ihm spricht und im Unklaren läßt, was er darunter versteht, ruft freilich der Vermutung, daß das, was er damals noch als seinen Glauben bezeichnen zu können meinte, für ihn keine große Bedeutung besaß. Sie wird dadurch bestätigt, daß er später in seinen, auch erst nach seinem Tode durch Bernoulli veröffentlichten Erinnerungen an Nietzsche erklärt: „Ernstlich religiös ist er stets ebensowenig wie ich gewesen", ja daß er nach den zuletzt erschienenen Aufzeichnungen, indem er sich über sich selber wundert, sagt: „Als Kind und als Jüngling muß ich ja wohl zur Religion unmittelbare Beziehungen gehabt haben. Abgesehen von aller subjektiven Erinnerung, die ich darüber habe, muß ich das noch jetzt schon darum annehmen, weil ich sonst mir nicht zu erklären wüßte, wie ich zur Theologie gekommen bin."

In jedem Falle fühlte Overbeck damals, als er seine Lehrtätigkeit in Basel begann, noch keinen Beruf in sich, auch vor der Oeffentlichkeit die letzten Konsequenzen aus dem zu ziehen, was er die rein wissenschaftliche Betrachtung der Geschichte nannte, war er zufrieden, wenn man ihn ungestört mit den von der modernen Historie und Philologie geschaffenen und geübten Methoden die Entstehung und Entwicklung der christlichen Religion erforschen und feststellen ließ. Deshalb war ihm zwar selbstverständlich gewesen, daß er eine im Juni 1867 an ihn gelangende Anfrage, ob er als außerordentlicher Professor und Universitätsprediger nach Gießen gehen wolle, nur verneinend beantworten könne. Aber zur Erklärung seiner Absage führte er Treitschke gegenüber lediglich an, daß er das Predigen zu lange unterlassen und zu gründlich aufgegeben habe. Auch zeige ihm gerade das laufende Semester, wie wenig er der aus Vereinigung von Kanzel und Katheder sich ergebenden Arbeitslast gewachsen wäre.

Wie ganz anders hätte seine Begründung lauten müssen und hätte sie ohne Zweifel gelautet, wenn er schon damals seine Schrift über d i e C h r i s t l i c h k e i t u n s e r e r h e u t i g e n T h e o l o g i e, die sechs Jahre später erschien, geschrieben und den Standpunkt eingenommen hätte, den er von da an bis zum Ende seines Lebens mit immer größerer Entschiedenheit vertrat! Ist doch der Grundgedanke des ungefähr hundert Seiten umfassenden Büchleins, daß es weder eine christliche Theologie gebe noch geben könne, weil jede Religion und ganz besonders das Christentum, dessen Seele sich am deutlichsten im Mönchtum offenbare, in jeder wahrhaft wissenschaftlichen Untersuchung ein Unternehmen erkennen müsse, das ihm zur schweren Schädigung gereiche, ja folgerichtig durchgeführt, mit seiner vollständigen Zerstörung ende. Da somit die beiden feindlichen Schwestern, die „apologetische" und die „liberale" Theologie trotz der auf beiden Seiten betonten Verschiedenheit im Grunde in der gleichen Verdammnis und vom Standpunkte der Religion aus gleich unerwünscht und verderblich seien, hätten sie alle Ursache, bescheiden zu sein, sich zur Selbsterkenntnis rufen zu lassen und einer kritischen Theologie Platz zu machen, d. h. einer solchen wissenschaftlichen Betrachtung, die sich über ihren unchristlichen und irreligiösen Charakter keiner Täuschung hingebe, die aber bei allem Ernste und aller Entschiedenheit, mit der sie ihre aufklärende und im Grunde zerstörende Arbeit verrichte, doch von ihren Ergebnissen einen weisen und schonenden Gebrauch mache Angesichts der Bedeutung, die der Religion immer noch zukomme.

Diese Schrift und was ihr Verfasser damit sagen wollte, ist, als sie erschien, von den meisten Lesern mißverstanden worden. Ja vielleicht hat ihn damals kein Einziger richtig verstanden. Sie hat deshalb auch nicht die Beachtung gefunden

und nicht das Aufsehen erregt, die zu erwarten gewesen wären. Das war insofern nicht die Schuld der Leser, als sie nicht darauf gefaßt sein konnten, bei einem Manne, der nicht nur bisher Professor der Theologie und Lehrer der künftigen Pfarrer gewesen war, sondern es auch in Zukunft zu bleiben gedachte und blieb, die Auffassung der Religion zu finden, die Overbeck in Wahrheit vertrat. Auch hat er sich, wenn er wirklich so verstanden werden wollte, wie die Schrift nach seiner spätern Erklärung verstanden werden muß, überaus vorsichtig und gewunden ausgedrückt. Zwar läßt er keinen Zweifel darüber bestehen, daß seiner Meinung nach zwischen dem Christentum und der Wissenschaft ein unversöhnlicher Gegensatz herrscht, daß somit auch die Theologie, mag sie in ihrer gewöhnlichen Gestalt noch so sehr ein Bastard, Halb- oder Scheinwissenschaft sein, letztlich an der Auflösung des Christentums mitarbeitet, daß dieses deshalb, soweit in der Gegenwart überhaupt noch etwas davon vorhanden ist, immer mehr verschwinden wird und verschwinden muß. Ebenso auch die übrigen geschichtlichen Religionen; denn was auch ihr Ursprung sein möge, so sei die Welt ihr Gebiet. Aus ihr schafften sie sich ihre Formen. Nur in ihnen hätten sie ihr Dasein. Mit diesen Formen aber seien sie rettungslos dem Wissen überliefert. Diese Ausführungen, so bedenklich sie für die historischen Religionen lauteten, schienen jedoch immer noch die Möglichkeit offen zu lassen, zwischen göttlicher Offenbarung und Krafttaten, religiösem Erlebnis, frommem Glauben und ihrer Darstellung und Veräußerlichung in Lehre, Dogma, Sitte und Einrichtung aller Art zu unterscheiden und sich nach Preisgabe des Einen, Menschlichen, Vergänglichen, um so mehr an die Wirklichkeit des Andern, „ganz Andern", Göttlichen, Ewigen zu halten. Der Leser konnte sich um so mehr zu dieser Auslegung berechtigt glauben, als es in der Schrift nicht an Aeußerungen fehlte, die von der Religion und insbesondere vom Christentum als der „tiefsten Erfahrung des Teiles der Menschheit, zu dem wir gehören", mit einer gewissen Achtung sprachen. Vor allem schien der Rat, den der Verfasser zum Schlusse den Kirchenbehörden und Pfarrern erteilte, das Recht dieser Deutung zu bestätigen. Mochte auch die empfohlene „Unterscheidung eines esoterischen und eines exoterischen Standpunktes des wissenschaftlich gebildeten Theologen", die Erwartung, den Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion innerhalb der Kirche dadurch unschädlich zu machen, daß der Pfarrer nicht seine persönlichen Ueberzeugungen, sondern den seiner Gemeinde heiligen Glauben verkündige und durch die Ordination zu verkündigen verpflichtet werde, ebenso bedenklich als weltfremd erscheinen. Diese Bemühung um die Pfarrer und die Kirche schien doch nicht bloß auf ein Interesse an beiden hinzudeuten, auf Anerkennung ihrer, wenigstens vorläufigen Notwendigkeit, sondern zugleich vorauszusetzen, daß es auch in Zukunft wissenschaftlich gründlich gebildete Theologen geben werde, die nicht nur gewillt seien, einer Gemeinde als Pfarrer zu dienen, sondern auch im Stande, ihr wirklich etwas zu bieten. Also mußte auch Overbeck, so schien sich als notwendige Folgerung zu ergeben, irgend etwas wie Religion als ein der zerstörenden Arbeit der Wissenschaft Unerreichbares anerkennen.

Deshalb glaubten von den Wenigen, die die Schrift lasen, die Meisten, in Overbeck einen radikalen Einspänner gleich Paul de Lagarde sehen zu dürfen, der wie dieser an jeder kirchlichen und theologischen Richtung etwas auszusetzen habe und aus irgend einer gelehrten Grille selbst die Möglichkeit und Berechtigung des Christentums und der Religion als einer geschichtlichen Größe in Frage stelle, dessen grundstürzende Kritik schließlich aber auf eine bessere und befriedigendere Grenzbereinigung zwischen Glauben und Wissen hinauslaufe, wobei freilich ziemlich im Dunkel bleibe, wie er sie sich eigentlich vorstelle. So hat ihn vor allem Bernoulli verstehen zu dürfen geglaubt und ihn deshalb mit Duhm, Wellhausen und Lagarde als Vertreter einer zwar durchaus außerkirchlichen, aber durchaus nicht kirchen- und religionsfeindlichen Theologie betrachtet, d. h. einer Wissenschaft, die sich um die Ansprüche der Kirche nicht kümmert, aber einen wirklichen Verkehr zwischen der Gottheit und der Menschheit nicht bestreitet. So glauben heute vor allem in der Schweiz, aber auch in Deutschland jüngere Pfarrer, die allerhand Beschwerden gegen Theologie und Kirche auf dem Herzen haben, Overbeck auf Grund des letzten aus dem Nachlasse herausgegebenen Buches deuten zu dürfen.

Er hat jedoch nicht nur in dem Nachwort zur zweiten Auflage der Schrift über die Christlichkeit der Theologie Bernoulli gesagt, daß er ihn nicht hätte gründlicher mißverstehen können, sondern sich überhaupt an demselben Orte und anderwärts so deutlich über seine wahre Meinung geäußert, daß heute kein Zweifel mehr darüber bestehen kann. Wer deshalb heute glaubt, und, wie ich meine, mit Recht glaubt, daß von Overbeck immer noch Vieles zu lernen sei, der muß sich mit dem Overbeck auseinandersetzen, der sich in den auf die erste Auflage dieses Schriftchens folgenden Publikationen mit immer größerer Deutlichkeit ausspricht, der hat kein Recht auf Grund vorsichtiger, gewundener Aussprüche des jüngern oder auf Grund einzelner, aus einem uns unbekannten Zusammenhange gerissener und dadurch zweideutig gewordener des Nachlasses ihn das Gegenteil von dem sagen zu lassen, was er in Wirklichkeit sagen wollte. Er bringt sich damit selbst um den Gewinn, den die Beschäftigung mit Overbeck auch ihm eintragen könnte, ganz abgesehen davon, daß vor allem vor Overbeck die von ihm so bitter verspottete Kunst, überall eine Bestätigung der mitgebrachten Ueberzeugungen oder, wie er meint, Illusionen zu finden, Halt machen sollte. Was übrigens den jüngern Overbeck und seine oft schwer zu enträtselnden Aussprüche über seine Stellung zu den letzten Fragen betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß er später erklärt hat, er habe mit dem den Pfarrern erteilten Rate, sich den Bedürfnissen ihrer Gemeinden zu akkomodieren, vor allem sich selber im Auge gehabt, und sei schon seit einiger Zeit, und von nun an erst recht, bestrebt gewesen, seinen Zuhörern als ihr Lehrer im Christentum nicht das, was er davon annahm, vorzutragen, sondern das, was er „unter Voraussetzung ihres Glaubens daran zu dessen Schonung für zweckmäßig hielt". Im Verkehr mit seinen Studenten habe er stets die Fiktion durchgeführt, daß ihnen seine Schrift über die Christlichkeit unbekannt sei, und wenn er sie auf andere seiner Publikationen hingewiesen habe, habe er es stets mit dem Bestreben getan, die antikirchlichen Spitzen dieser Abhandlungen nicht, wie er hätte tun sollen, möglichst zu verdeutlichen, sondern im Gegenteil nahezu unverständlich zu machen. In diesem Geständnisse dürfen wir einen Wink sehen, daß es gilt, auch seine Schriften sehr genau zu lesen, um ihre Voraussetzungen und Konsequenzen richtig zu verstehen.

Schluß folgt Eberhard Vischer

Wilhelm Herrmann †

„Wir haben aber große Freude und Trost an deiner Liebe; denn die Herzen der Heiligen sind erquickt durch dich, lieber Bruder Wilhelm Herrmann." Philemon 7.

1

Die Vorlesung Herrmanns über Ethik brachte mir unvergeßliche Erlebnisse und Erkenntnisse. Eben, da ich dies schreibe, schaut mich die Bildniszeichnung des teuren Gottesmeisters von Hermann Kätelhön 1912 ernst und eindringlich mit der Gewalt heiliger Stille an. Ich hab mir das Blatt ans Büchergestell gehängt und will unter seinem Anruf ein paar Wochen leben. Und da seh ich den Professor im Geiste noch vor mir stehen, ich fühle noch in mir nach die Art seines Ganges, seines Grußes, seiner Bewegungen, ich erlebe wieder die bezwingende Feierlichkeit seines Vortrags von großer Schlichtheit, sein Auge, gesammelt, willenskräftig, geweiht durch Tiefenschau in Abgründe und Aufgründe Gottes, blickt mich wieder an, und alles das, sein ganzes Wesen, gibt mir wieder das volle Vertrauen in seine Denkerwahrhaftigkeit, in seine Erlebnisreinheit, in seine nüchterne sittliche Gottesklarheit, das mich damals bezwang, das ich noch heute beim Lesen seiner Worte empfinde, das volle Vertrauen, das der prüfende, nicht gern bezwungene Geist des Studenten dem Meister freudig schenkte.

Für die gesamten Baugrundlagen meines Lebens wurde mir die Stunde wichtig und wertvoll, in der Herrmann „die Krisis des sittlichen Bewußtseins" besprach. Der Mensch, der sich über das Tierische und Dumpfe seines Naturwesens zur Freiheit erhebt, ist von hoher Begeisterung erfüllt für das erhabene sittliche Gesetz des Guten, dem er nachleben will. Das Bewußtsein, dadurch dem Ewigen zu dienen, schafft ihm eine unvergleichliche Erquickung. Da es nun aber im Wesen des sittlichen Gedankens liegt, daß er zu einer unerschöpflichen Aufgabe aufruft, wozu wiederum eine Kraft nötig ist, die alle Schwäche, Trägheit und Ohnmacht überwindet, und da nun fernerhin

der nüchtern Denkende in sich ein starkes fluchbeladenes Verharrenwollen im alten Zustande entdeckt, so bringt ihm am Ende das sittliche Wollen nur furchtbare Qual. Er sieht die gewaltige, nie endende Aufgabe des ewig Guten vor sich liegen, die Macht einer unbedingten hoheitsvollen Verpflichtung treibt ihn zur Erfüllung dieser Aufgabe an, aber seine Kraft dazu ist elend und gering, und die Feindschaft, die in ihm selber als Trägheit lebt, droht von innen her jeden Erfolg zu untergraben. So wird dem Wahrhaftigen die Sittlichkeit zu einer furchtbaren Not und Ruhelosigkeit, zu einer Qual des Aufgejagtwerden, zu dem Zwang des sich Verurteilen müssens. Der Mensch wird durch die sittlichen Gedanken, die ihn doch nicht gänzlich loslassen, am Ende unglücklich, gelähmt und in seinem Frohmut zerstört, er wird um so unglücklicher, je ernster und aufrichtiger er ist. Ja ist denn dann Sittlichkeit Unnatur, Widernatur, wenn sie nur Ruhelosigkeit bringt? Sie wäre es, wenn sie den einzigen Weg bildete, der dem Menschen gegeben ist. Aber es gibt ein Bereich des Friedens, wo er ausruhen kann: die Religion, die die Sittlichkeit vollendet!

Aus Ja! und Ach! und Dennoch! webt sich das Leben des Strebenden, der zum Frieden kommt. Denk an die Neunte Beethovens! In den ersten drei Sätzen hat Beethoven als der stellvertretend ringende Mensch alle Unschuld des Ja!, allen Zusammenbruch des Ach!, allen Kampf des Ja mit dem Ach durchlebt und durchblutet, und im vierten Satze, da jagt noch einmal traumhaft schnell sein ganzer Lebenskampf, der ohne Hoffnung endete, in kurzen Bildern vorüber. Da plötzlich naht sich Gnade! Der leise Freudenruf des göttlichen Dennoch! ertönt, erst süß geahnt, dann still entfaltet, dann voll und breit ergriffen und aufgenommen.

So war es mir, als Herrmann, hier auch als stellvertretend ringender Mensch, das Ja und Ach des sittlichen Lebens mit großer Kraft und stiller wahrhaftiger Klarheit durchlebte und durchblutete und nun sich rettete im heiligen Dennoch des Glaubens.

„Aber es gibt ein Bereich des Friedens, da der Mensch ausruhen kann vom vergeblichen Kampfe: die Religion, die die Sittlichkeit vollendet!“

Ich ging nach Hause, nahm noch einmal an meinem Tische die Sätze durch, und weinte. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir die Tränen kamen. Gott hatte mich lebendig berührt. Dem Irrenden, Tastenden, Leidenden war der Friede Gottes geworden, der höher ist als alle Sittlichkeit, der alle Tragödien löst.

2

Im Sommer 1916 erzählte mir Lhotzky, der damals Beziehungen zur Regierung hatte und öfters einmal besondere Aufträge erhielt, er sei vom Auswärtigen Amte gebeten worden, einige hervorragende Türken in ein paar Tagen mit den ersten und eindrucksvollsten Größen Deutschlands persönlich zusammenzubringen, ihnen also einige führende Juristen, Philologen, Dichter, Politiker vorzuführen. Er habe nun auch geplant, die Herren mit einigen führenden Christen bekannt zu machen, mit Christen, die in ihrem ganzen Wesen geheiligt und erleuchtet und geweiht seien. Ja, wen solle er da gleich wählen? Gewiß, es gebe da eine Menge Armer im Volke, die solche vollkommene Christen seien, auch unter den Pfarrern gäbe es immer noch solche protestantische Heilige, aber die lebten verborgen in ihren kleinen Kreisen. Einzig etwa Herrmann erfülle das: er sei ein führender Geistiger Deutschlands und dabei eben ein Christ von Heiligung, Weihe und Erleuchtung, in seiner Stille und gesammelten Kraft gerade ein Christ von überzeugender Stärke.

3

Deutschland kennt seine ungekrönten Könige nicht. Der Verlag Langewiesche hat Ruskin, Carlyle und Maeterlinck in Hunderttausenden von Einzelbüchern als philosophisches Täglichbrot den Deutschen dargeboten, und ihm sei Dank dafür, aber Deutschland kennt seine eigenen ungekrönten Könige nicht. Wer kennt in Deutschland Wilhelm Herrmann? Nur einige Theologen, die von ihm in Marburg einen starken Eindruck fürs Leben bekamen, lesen seine Bücher, deren Auflagen beschämend geringe Zahlen aufweisen. Das ist die große Aufgabe Berufener: Wilhelm Herrmanns Gedankengut in handlichen Ausgaben ins Volk bringen.*) Gewiß, Herrmann besaß keine Kunst des bildlichen Erfassens, wenig Schmuck der Rede und nicht viel Gabe des volkstümlichen Ausweitens. Aber wo findet sich gleich wieder „in diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlechte“ solche unbestechliche Klarheit, solche Fülle und Wärme der Hochziele, solche tiefe Ergriffenheit von Gottes Lebensmacht, solche echte wahrhaftige Ehrfurcht zu Christus? Was Herrmann sagte, war Beton des inneren Lebens. Die bunte reiche Fülle war ihm versagt, er war nicht südlich, nicht barock und kannte wenig Schmuck. Er war der Architekt, der knapp und groß in Stahl und Eisen auf Felsengrund baute: den festen, neuen Bau eines wahrhaftigen Christentums.

Grünhain Karl Josef Friedrich

*) Ein Laie, der sich das zur Lebensaufgabe seines Alters gemacht hatte, war der Geheimrat Post. Er ist gestorben ohne sie vollbracht zu haben. D H

Kleine Legenden

1

Die Jünger baten Jesus: „Herr, sage uns deine Lehre, daß wir sie den Leuten künden können!“

Jesus sprach: „Ich habe keine Lehre!“

Da jammerten sie: „So haben wir nichts, damit wir wirken können!“

Jesus aber sagte: „O, ihr Mutlosen, gilt euch mein Leben nichts; wahrlich ich sage euch: das Leben gilt mehr denn die Lehre und die Tat mehr denn das Wort! Hütet euch vor der Lehre, daß sie nicht zu einer Fessel werde, die eure Seelen erwürge, und vor dem Worte, daß es nicht gewandelt werde in hundert Meinungen, in Herrengelärm und Pfaffengezänk! Lebet, als seiet ihr Gottes, und machet die Leute lebendig und voll Unruhe, daß sie Aecker eures Geistes werden! Seid lebendig in Gott, da wird er auch lebendig in euch sein und euer Leben sein eine Tat Gottes!“

2

Jesus stand mit den Jüngern am Ufer des Sees. Da sprach einer: „Herr, weise uns Gott, daß wir ihn begreifen und halten!“

Jesus antwortete: „Schöpfe Wasser aus dem See mit deiner hohlen Hand und reiche es mir dar!“

Der Jünger tat es, aber das Wasser zerrann in seiner Hand, und es blieben ihm nur wenige blanke Tröpflein.

Da sprach Jesus: „Wenn du nicht einmal vermagst, mir einen Trunk Wasser zu reichen, wie verlangst du von mir, daß ich dir Gott in seiner Größe und Unfaßbarkeit vorlege!

Ich sage euch: Gott ist ein Geist und ist eine Kraft! Kein Weiser wird ihn halten und kein Schriftgelehrter ihn begrifflich zerlegen können. Wer da glaubt, ihn erfaßt zu haben, dem wird er zerrinnen wie Wasser in der hohlen Hand, und es werden ihm nur helle Tröpflein bleiben als sichtbare Spuren und Ahnungen seines Daseins und Wirkens!

Langet mit euren Händen gen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, greifet in die Höhen, da die Sonnen und Sterne blühen und in die Tiefen, da die Dunkel des Gehenna nachten, und ihr habt kaum den Saum am Gewande Gottes gestreift!

Laßt euch genügen an den Tautröpflein einer schauernden Einfühlung und beseligenden Erlebens Gottes und begehrt nicht, das Unfaßbare zu greifen und in Formeln zu bannen!

Sorget, daß der Geist in euch mächtig werde, da seid ihr Gottes! Lauschet in euch und in die Welt und harret in Demut der Offenbarung!

Selig sind die Gottsucher; denn sie werden sich selbst finden!“

Köln-Dellbrück Wilhelm Lennemann

Wöchentliche Chronik

Ueber die Arbeit an der altpreußischen Kirchenverfassung „dringt nur selten eine Nachricht aus dem stattlichen Gebäude des Evang. Oberkirchenrats, wo der Verfassungsausschuß von 42 Mitgliedern in Gemeinschaft mit den Vertretern des Oberkirchenrats tagt, in die Oeffentlichkeit. In fünf Unterausschüssen: für die Gemeinde (11 Mitglieder), für den Kirchenkreis (6), für die Kirchenprovinz (15), für die Gesamtkirche (21), für die Wahlgesetze und den Schutz der Minderheiten (9) und für die Einleitung, Bekenntnis u. a. (15) sind in zwei bis drei Lesungen unter sorgfältiger Berücksichtigung zahlloser Eingaben und Petitionen aus allen Teilen des Landes die Vorlagen für den Hauptausschuß festgestellt. Die zweite Lesung des ganzen Werkes ist vom Hauptausschuß beendet. Die dritte Lesung soll in der letzten Februar- und in den ersten Märzwochen stattfinden. Danach wird die ganze Vorlage gedruckt, den über 200 Mitgliedern der Verfassunggebenden Kirchenversammlung übersandt und der Oeffentlichkeit zur Kenntnis und Beurteilung übergeben.“ Kreuzz. 72.

Pfarrer Andrießen Frankfurt a. O. vertritt in Protestantenblatt 2 den Standpunkt, daß das Patronatsrecht unabhängig von der kirchlichen Baulast ein Lehensrecht sei, das schon 1848 mit den anderen Lehensrechten hätte beseitigt werden müssen, jetzt aber aufgehoben, nicht abgelöst werden sollte.

In Berlin ist ein Reichsverband evangelischer Eltern- und Volksbünde (Reichselternbund) begründet, der über eine Million Mitglieder zählt. Vorsitzender Oberpräsident a. D. v. Hegel, Reichsgeschäftsstelle beim Ev. Preßverband für Deutschland Berlin-Steglitz Beymestraße 8.

In Reuß ä. L. ist die von der Synode beschlossene Kirchen-Verfassung von der Gebietsregierung wegen Fehlens der Ur- und Verhältniswahl abgelehnt worden. Bei den nunmehr nach diesem Wahlsystem stattgehabten Wahlen sind 2 Freunde der Freien Volkskirche, 2 Freunde des kirchlichen Fortschritts (Altgläubige, die für den Anschluß an Thüringen eintreten), 11 vom Bund der Bekenntnisfreunde (gegen Anschluß an Thüringen) gewählt worden. Letztere erstreben den Anschluß an eine größere Lutherische Kirche. AELKZ 3

Die der Deutschen Gemeinschaftsbewegung angehörenden Diakonissenmutterhäuser Salem in Lichtenrade, Kinderheil in Stettin, Zion in Rathen und Elim in Hamburg haben sich neben dem 6 einheitlich geleitete Mutterhäuser umfassenden Vandsburger Diakonieverband zu einem „Bunde deutscher Gemeinschafts-Diakonissenmutterhäuser" zusammengeschlossen. Ev. Wahrh. 9

In Anhalt ist in erstmaliger Anwendung des vom Landeskirchentage beschlossenen Gesetzes dem Vorsteher der Gemeinschaft in Bernburg (ohne akademische Vorbildung) das Recht zur Austeilung des heiligen Abendmahles im Brüderkreise erteilt worden.

Der bischöflichen Methodistenkirche in Bayern mit dem Sitz in Nürnberg sind die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechtes zuerkannt worden. AELKZ 3.

Der apostolische Vikar Msgr. Bitter, das geistliche Oberhaupt der 3000 römischen Katholiken in Schweden, hat Beschwerde über angebliche „Unwahrhaftigkeit und Lügenhaftigkeit" der in den schwedischen Schulen gebrauchten Lese- und Geschichtsbücher in Sachen der Reformationsgeschichte und des Jesuitenordens bei der Ortsschulbehörde eingelegt und eine staatliche Zensurbehörde mit katholischem Sachverständigen gefordert. Die Regierung hat die Beschwerde einem Professor der vergleichenden Konfessionskunde zur Prüfung übergeben, der die Vorwürfe Bitters für unbegründet und seine Methode für unwissenschaftlich erklärt.

Die Schwedische Kirchenmission (Leiter Erzbischof Söderblom) begründet eine vierklassige höhere Lehranstalt (College) als Ueberbau für die Mittelschulen der Missionen in Taohualuen in Hunan in China, dem Arbeitsfeld der Norwegischen Missionsgesellschaft. Die Hochschule soll außer den theologischen auch die naturwissenschaftlichen, medizinischen und technischen Fächer umfassen, die Hälfte des 6 Mitglieder umfassenden College-Vorstandes soll vom Lutherischen Kirchenrat (CW 1921, 26) bestimmt werden. Die Unterrichtssprache ist chinesisch, an die Absolvierung des College sollen sich Universitätskurse anschließen.

Von Personen. Ernannt: Lic. Dr. Werner Elert, Direktor des altlutherischen Seminars in Breslau, zum D. und Pfarrer Arnold Gustavs auf Hiddensee zum Lic. von Greifswald. E St

Verschiedenes

Schuld oder Schicksal? Ein geschichtlicher Erklärungsversuch der gegenwärtigen Lage Deutschlands. Von Dr. Ludwig Zöpf. Im Selbstverlag. Worms, Martinstift 1921. 79 S.

Die Frage nach der Kriegsschuld ist nicht erledigt; sie harrt noch auf die Beantwortung. Wir dürfen sie nicht zur Ruhe kommen lassen. Dabei werden alle die, welche im Weltkrieg nicht eine Episode in der Menschheitsgeschichte, sondern eine Epoche erblicken, die vorliegende Schrift des durch seine „Briefe eines Kriegsuntauglichen" und durch seine „Deutschen Gottsucher" besonders bekannten Verfassers mit reichem Gewinn lesen. Das deutsche Volk hat in „realpolitischer" Hinsicht keine Schuld. Im Gegensatz zu F. W. Foerster weist Zoepf auf das entschiedenste diese Beschuldigung unserer Feinde zurück. Er bezeichnet diese Stellungnahme von deutschen Männern als „Beweis des verirrten Triebs zur Selbstverleugnung" (S. 63). Dagegen erblickt er unsre Schuld darin, daß das deutsche Volk den Beruf zur Befreiung der Völker aus dem Irrwahn der Selbstsucht gehabt, aber im entscheidenden Augenblick — 1914 — versagt habe. Es hätte damals durch einen großzügigen Akt der Selbstverleugnung Gelegenheit gehabt, die Völker zur Menschheitsgemeinschaft zu vereinigen. Nie, auch im Kriege nicht, hätten wir dieses Ideal vergessen — und doch hätten wir gleichzeitig dem von England am konsequentesten verfolgten Ziel des Machtstaats gehuldigt! An dieser Halbheit, die sich ebenso in Bethmanns Erklärung zum Durchmarsch durch Belgien, in Wilhelms II. Friedensangebot, wie in der Stellungnahme der Sozialdemokratie zeige, seien wir zu Grunde gegangen. Frei wird die Menschheit erst, wenn sie auch im staatlichen, nicht bloß im privaten Leben Ernst macht mit der Ethik der Selbstverleugnung. Es ist Deutschlands Schuld, daß es den Mut dazu nicht aufbrachte, obwohl es den Beruf dazu hatte.

Diese Schuldanklage werden auch diejenigen gern überlegen, welche die Anklagen eines Foerster mit Entrüstung zurückweisen. Ich kann freilich den Glauben nicht teilen, daß es Deutschland durch einen Akt der Selbstverleugnung im Jahre 1914 gelungen wäre, zu wahrer Gemeinschaft der Völker zu führen. Völkergemeinschaft setzt die Bereitschaft aller Völker zur Gemeinschaft voraus. Sie ist unmöglich, solange der Vernichtungswille der Machthaber herrscht. Nicht Staaten, auch nicht ein einzelner Staat werden das leisten können, was Zoepf verlangt. Dagegen haben die Kirchen allen Grund, sich die Frage vorzulegen, ob sie alles getan haben, um den Geist der „Selbstverleugnung" in die Menschenherzen und in die Völker einzupflanzen. Das ergibt sich auch aus den großzügigen, geschichtlichen Darlegungen des Verfassers, die uns die Frage nach dem Sinn der Geschichte recht deutlich zum Bewußtsein bringen. Faut

Zur Ergänzung mag noch eine zweite Anzeige folgen:

Keiner Partei angehörig, zu keiner religiösen Gemeinschaft sich rechnend, sucht Zöpf zunächst vom Standpunkt des objektiven Historikers aus ein Bild unserer Lage zu gewinnen und sie aus der Geschichte des Deutschen Reichs 919, dem Jahre der Thronbesteigung Heinrichs I., bis 1919, dem Jahr der Unterzeichnung des Friedensvertrags von Versailles zu erklären.

„Nie hat ein Sieger seinen Sieg weniger verstanden und selbst weniger geehrt, als die Sieger von heute" schreibt er darüber S. 6 und scheidet sich von denen, die sich mit den Feinden in der „armseligen" Klage über Deutschlands Schuld vereinigen. Der hohe, sittliche Ernst und die Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit führt wohl zur Erkenntnis auch unsrer Schuld, aber sie liegt anderswo und viel tiefer, als die politischen Verkettungen und Zwistigkeiten: in der inneren Stellung zu dem Muß der Wahrhaftigkeit, das wir alle in uns tragen, in der Entscheidung für oder wider die Selbstverleugnung.

„Deutschlands weltgeschichtliche Aufgabe und ihre verfehlte Lösung im letzten Jahrhundert" lautet die Ueberschrift des historischen Rückblicks in die Vergangenheit. Er wird zum Rückblick in eine noch weiter zurückliegende Vergangenheit. Hier leiht der Dichter dem Historiker Form und Farbe zu ergreifenden Bildern der menschlichen Sehnsucht nach Gott und Göttlichem, des Werdens und Vergehens der Völker des Altertums, von denen leuchtend im Glanze seiner ersten Reinheit das Christentum sich abhebt. Sein Grundprinzip der Selbstverleugnung als Gegenpol zur menschlichen Selbstsucht erweist sich als das Heil für die kranke Welt, als dasjenige, was den Menschen über die Natur und ihre Gesetze erhebt.

In Jesus sieht Zöpf es am reinsten verkörpert, in den Kirchen theoretisch verfochten, aber oft durch Vermengung mit politischen Motiven getrübt und herabgezogen, hinübergezerrt, dahin, wo das Gesetz der Selbstsucht seine Herrschaft entfaltet.

Das schwere Problem der Staatskirche und der freien, nur am lebendigen Vorbild Christi sich schulenden und bildenden Gemeinde tritt in den Vordergrund. Es enthüllt sich die ganze Leidensgeschichte des Christentums Christi in der auf Selbstsucht gegründeten Welt, die Konflikte zwischen Staat und Kirche, Politik der Selbstsucht und christlicher Selbstverleugnung. Auch das deutsche Volk sieht Zöpf in diesem Kampf stehen und zwischen Sieg und Niederlage hin- und hergeworfen, von den Tagen der Schmach und Erhebung der Jahre 1813, 1815, 1848 bis zur Gründung des Reichs und zum Jahre 1914, in dem er Deutschlands Schicksalsstunde gekommen glaubt, die Stunde, da sich Deutschland zu entscheiden hatte: für Selbstsucht oder Selbstverleugnung. Zöpf hat diesem Kapitel die Worte „Das verlorene Reich" und diesen Worten wieder Joh. 3, 15f. vorangestellt.

Daraus geht hervor, daß er mit dem verlorenen Reich nicht das von Bismarck geschmiedete, deutsche Reich im nationalen und politischen Sinne meint, sondern das Friedensreich Jesu Christi, das wir nach der Ansicht des Verfassers durch den Eintritt in den Krieg verloren haben. Als überzeugter Friedensfreund ist er aber zugleich von so tiefem, nationalem Empfinden beseelt, daß er das Versagen des Heeres und der Heimat 1918, „die blöde Entwaffnung" (S. 70), die Revolution (S. 5), auf das entschiedenste ablehnt und die Unterzeichnung des Friedensvertrags auf das schärfste verurteilt. Hier klafft ein Zwiespalt, der vielen Friedens- und Vaterlandsfreunden schwer zu schaffen macht. Zöpf ist viel zu ehrlich, um ihn zu leugnen. Seine Schrift bleibt so in gewissem Sinn Fragment und schließt mit der Forderung, wenigstens einmal im Innern durch Versöhnlichkeit und gegenseitiges Vertrauen dem Aufbau des Reichs zu dienen. Von dem sollte der zweite Teil der Schrift handeln, auf dessen Drucklegung leider verzichtet werden mußte.

Es bleibt sehr zu wünschen, daß es dem Verfasser bald ermöglicht werde, als Ganzes darzulegen, was ihm inzwischen an religiösethischen Forderungen und befreienden Gedanken aus der Stille unablässiger Geistesarbeit und ernstem Ringen mit der Not des Vaterlandes und der deutschen Seele erwachsen ist. Terese Köstlin

Wer die angezeigte Schrift liest, oder auch nur die Anzeigen, mag sich wohl weiter für den Verfasser interessieren. In diesem Sinne sei noch auf frühere Schriften von ihm hingewiesen: 1. Das Heiligen-Leben im 10. Jahrhundert (250 S. Teubner 1908). 2. Die Mystikerin Margaretha Ebner, 1291—1351 (177 S. Ebenda 1914). Die Briefe eines Kriegsuntauglichen (Stuttgart, Holland und Josenhans 1918, 2. Aufl.) sind in 1918 Nr. 24 besprochen. D H

Kleine Mitteilungen. Die Bayrische Staatszeitung bemerkte neulich, die Art, wie man bei uns den neuen Papst auf seine Deutschfeindlichkeit oder Deutschfreundlichkeit prüfe, habe etwas Subalternes an sich. Ich kann ihr darin nicht Unrecht geben. Immerhin, der Papst ist heutzutage eine so wichtige Potenz, daß man schon ein Recht hat, nach seiner Person zu fragen. Von dem verstorbenen Benedikt erzählt Jemand in Nr. 6 der Weltbühne, wie er in einer Audienz unmittelbar, nachdem eine französische Familie von ihm den Segen empfangen habe, sich sans gêne so äußerte: „Diese Franzosen hören ja auf, wirkliche Christen zu sein, wenn sie weiter von Volk zu Volk noch nach dem Kriege durch Jahre solchen Haß nähren!" Weiterhin, und dieses Wort interessiert uns mehr, sagte er: „Luther ist es, der den Krieg verloren hat."

Von den Arbeiten der Verfassunggebenden Kirchenversammlung für Altpreußen erfährt man nichts. Dem Hauptausschuß ist ein Schweigegebot auferlegt. Gegen parlamentarischen Brauch, aber vielleicht hat es sein Gutes. Was die Kreuzzeitung soeben mitteilte,

findet sich oben in unsrer Chronik. — Ein Haufen Kirchenreform-Schriften, der sich seit drei Jahren angesammelt hat, schaut mich täglich vorwurfsvoll an. Anfangs legte man die Sachen zurück, um sie mit andern zusammen übersichtlich zu erledigen; aber bald wuchs ihre Zahl so, daß es an Raum, Zeit und Mut dafür gebrach. Nun bringt mir soeben die Post ein kleines Schriftchen Kirchliche Mißstände und Vorschläge zu ihrer Abhilfe von Pfarrer P. Barth. Es ist erschienen in Königsberg, Evangelische Buchhandlung, und kostet 3 Mk. Ich bin doch erschrocken über den Inhalt. Nicht daß der Verfasser Uebles wollte. Im Gegenteil. Aber daß nun dergleichen heute noch als pia desideria gedruckt werden muß und kann. In Königsberg herrschen sogar noch die Stolgebühren. Die hat unsereiner, anderswo 1882 Pfarrer geworden, überhaupt niemals kennen gelernt. Wozu hatte denn Alt-Preußen eine Landeskirche, wenn es nicht möglich war, dergleichen Mißstände einheitlich abzustellen? Und auch sonst! Wie wenn es nie einen Sulze gegeben hätte, schreibt Barth gegen große Kirchgemeinden und Parochialfreiheit. Inzwischen sind wir anderswo über die Sulzesche Reform schon beinah wieder hinweg. Aber war es wirklich notwendig, daß die Leitung von Dresden bis Königsberg so versagte, zu Zeiten wo es noch keinen polnischen Korridor gab? Jedenfalls wäre es richtiger gewesen, der Verfasser hätte sein Schriftchen, dem wir allen Erfolg wünschen, betitelt: „Kirchliche Mißstände ... in Königsberg.“ Denn für andere Gegenden hat das Büchlein nur wenig zu sagen.

In Licht und Leben Nr. 5 finden wir folgende beherzigens- und verbreitenswerte Worte zu der neuerlichen Erhöhung der Briefgebühr (sie sind dem Blatte „Einer für alle“ entnommen): „Ihr lieben Väter und Mütter, die ihr Söhne und Töchter in der Ferne habt und sie auf betendem Herzen traget: verkennt nicht die Bedeutung eurer Briefe. Wenn irgend etwas, dann ist die Ausgabe dieses Briefportos vor Gott und Menschen, vor eurem Gewissen und eurem Geldbeutel gerechtfertigt. Gewiß, man muß sparen und sich einschränken. Aber hier wollen wir nicht sparen. Hier, wo Gemütswerte, ja wo die Gesundheit von Menschenseelen in Betracht kommen: für zwei Mark eine ganze Wolke von Heimatluft, ein Ausfluß von der Seele der Eltern, vom Gewissen der Eltern — das ist wahrhaftig mehr wert als zwei Mark. Gemütswerte, Festigung des Charakters, Bewahrung vor Sünde und fremden, schlechten Einflüssen lassen sich nicht nach Geldwert bemessen. Und wenn dus dennoch nach Geldwert bemessen willst, so denke daran, was deinem Kind ein einziger Abend in leichtsinniger Gesellschaft kostet, und daß ein Brief von Elternhand ihn und seine Folgen vermeiden könnte. Und dann die Briefe, die zwischen Geschwistern und Freunden die Verbindung aufrecht erhalten. Eine Einschränkung in diesem Briefwechsel ist schnell beschlossen, aber schwer wieder gutgemacht. Der größte irdische Reichtum, den wir haben, sind doch liebe, wertvolle Menschen.“ Das ist besser als alles Schelten auf Minister Giesberts. Das soll man sogar predigen. R

Zur Nachricht

Unsere Leser sollen ohne Verzug wissen, daß mit Vertrag vom 11. und 14. d. die Christliche Welt demnächst (1. 7.?) in den Verlag von

Friedrich Andreas Perthes A.G. Gotha

übergeht. Die Christliche Welt erschien vom Jahre 1887 bis zur Nr. 26 des Jahres 1897 bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, von 1897, 26 bis 1898, 52 bei J. C. B. Mohr in Leipzig (Tübingen) und ging von 1899 an in den Selbstverlag des Herausgebers über. Dankbar gedenken wir der Leser und Freunde, die während dieser 23 Jahre, insbesondre in der harten Zeit des Krieges und darnach, uns mit ihrer Treue durchgeholfen haben. Unter den heutigen Verhältnissen wurde uns die Geschäftslast zu schwer. Wir sind dankbar, daß die Gothaer Firma mit ihren dem Kenner unsrer evangelischen Volksgeschichte besonders werten Namen sich entschlossen hat, unsre Verlagsarbeit weiterzuführen, und wir hegen als Schriftleitung das Vertrauen zu ihr, daß es ihr gelingen mag, unser Blatt in seiner Bedeutung nicht nur zu erhalten, sondern Zeiten neuer Blüte und kräftigen Gedeihens entgegenzuführen.

Marburg, 16. 2. 22 Martin Rade

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Görlitz. Dienstag 28. Februar 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: „Die irrationalen und die rationalen Elemente im christlichen Gottesglauben.“ Pastor Treu.

Magdeburg. Mittwoch 1. März 4½ Uhr Luisenschule: Friedrich Gogarten und sein neustes Buch „Die religiöse Entscheidung“. Pastor Dr. Höpfner-Magdeburg.

Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen

Lüttringhausen. Montag 27. Februar 2½ Uhr im Düringer Hof. Brede berichtet über Hartmann „Jesus, das Dämonische und die Ethik“.

Freunde evangelischer Freiheit in Stade und Umgebung

Stade, 28. Februar 8 Uhr im Gr. Rathaussaal: Pastor Brunkhorst-Medingen: Die Bedeutung des alttestamentlichen Prophetismus für unsere heutigen Frömmigkeit. Eintritt 2 Mk.

Die Geburt ihres dritten Kindes, **Eva Marianne,** zeigen an

Pfarrer Lic. **Loew** und
Liese Loew, geb. **Naumann**

Remscheid, 4. Febr. 1922.

Suche zum 1. 4. oder 1. 5. besseres jüngeres Mädchen oder einfache Stütze für alle vorkommenden Arbeiten des Haushalts. Große Wäsche außer dem Hause, Aufwartefrau vorhanden. Zeugnisse und Gehaltsansprüche an

Frau **Marie Hüsmert, Erfurt,** Gartenstraße 75 I.

Gesucht ein gesundes junges Mädchen aus gebildeter Familie, das geneigt wäre, in **Mittelberg** bei Oberstdorf, 1050 M. ü. M. in schönster Gebirgslage, der Hausfrau in allen Arbeiten zu helfen, auch für Kinder Sinn und Verständnis hat. Für grobe Arbeit Hilfe. Gehalt nach Uebereinkunft.

Näheres durch **Rade, Marburg.**

Emser Quellsalz
zum Gurgeln bei Katarrhen.

Zu Ostern schulpflichtiges, gesundes, mutterloses Mädchen zur **Miterziehung** gegen Erstattung der Selbstkosten in Offiziersfamilie nach Bad Nauheim gesucht. Näheres durch Pfarrassistent **Paul Guyot, Bad Nauheim,** Ernst Ludwig Ring 29.

Helferin — nicht unter 20 Jahren — aus gutem Hause in ländlichen Pfarrhaushalt mit 2 Kindern gesucht. Beste Verpflegung und Familienanschluß. Angebote mit Zeugnissen oder Empfehlungen sowie Gehaltsansprüchen an **Pfr. Wardtenberg, Schmidthachenbach,** Post Fischbach (Nahe).

Theodor Rother, Leipzig
(Inh. W. Stöver), Lindenstr. 14 liefert pünktlich jedes neue Buch und empfiehlt besonders: **Zahn, Kom. z. N. T.** Origbde. I 190 — II 110 — III 195 — IV 190 — V 110 — V² 135 — VI 125 — VII 135 — VIII 125 — X 125 — XI 80 — XII 80 — XV 110. — **Schiele, Die Religion** 5 Origbde. **Mk. 1000.** — **Hauck, Kirchengesch.** 1/5 geb. Mk 690. Diese Werke **franko** und auf Wunsch gegen Teilzahlungen. Jede Sendung bis 100 Mk. mit ½ Porto, über 100 Mk. franko. Suche stets: **Hauck, Real-Ency. 3. A. Zahn, Einl. Ritschl, Rechtf.** sowie alle größeren theol. Werke.

Soeben erschienen:
Abschiedspredigt
des
Herrn Pfr. Leimbach
Preis 3.50 Mk.
Zu beziehen durch die Verlagsdruckerei
Fr. Kron, Oettingen i. B.
(Der hohen Nachnahmespesen wegen wolle man sich der Vorauszahlung auf das Postscheckkonto Nürnberg 8101 bedienen.)

Die durch den Tod des langjährigen Stelleninhabers, Pfarrers Gieseke, freigewordene

Pfarrstelle der evgl. Gemeinde Solingen

ist baldmöglichst zu besetzen. Dienstwohnung, eigenes Pfarrhaus, Gehaltsgruppe X mit Aufrückung nach Gruppe XI nach 10 Dienstjahren, Ortsklasse A und Dienstaufwandsentschädigung.

Bewerber, die Amtserfahrung besitzen, werden gebeten, ihre Meldung bis **15. März 1922** zu senden an den

Vorsitzenden des Pfarrwahl-Ausschusses
Kirchmeister M. Stolzmann

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE
HAUS TANNENBERG HEIDELBERG HAUSACKERWEG 22
Eigenes Haus nahe dem Walde
Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.

Evangelisches Fröbelseminar Cassel
(Zweiganstalt des Evang. Diakonie-Vereins).
Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen.
Mit staatlicher Abschlußprüfung. Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Im Auftrage des Evang. Diakonievereins: **F. Dierks,** Oberin.

KONFIRMATION
Geschmackvolle Konfirmationsscheine erhalten Sie bei
BUCHDRUCKEREI H. BAUER, MARBURG